



EIN WISSENSCHAFTSKOLLEG IN DEN
ZEITEN DES KRIEGES
GUNNAR HINDRICHS

Gunnar Hindrichs lehrt Philosophie an der Universität Basel. Seine Arbeit beschäftigt sich vor allem mit Musikphilosophie, politischer Philosophie und metaphysischen Fragen, oft in Auseinandersetzung mit der Geschichte der Philosophie. Sie wurde mit dem Akademiepreis der Heidelberger Akademie der Wissenschaften ausgezeichnet. Für eine weitere Öffentlichkeit schreibt Hindrichs seit einigen Jahren die Philosophiekolonne im *Merkur*. Veröffentlichungen u. a.: *Das Absolute und das Subjekt. Untersuchungen zum Verhältnis von Metaphysik und Nachmetaphysik*, Frankfurt am Main: Klostermann 2008 (2., um ein metakritisches Nachwort erweiterte Ausgabe 2011); *Die Autonomie des Klangs. Eine Philosophie der Musik*, Berlin: Suhrkamp 2014; *Philosophie der Revolution*, Berlin: Suhrkamp 2017; *Zur kritischen Theorie*, Berlin: Suhrkamp 2020. – Adresse: Departement Medien, Künste, Philosophie, Universität Basel, Steinengraben 5, 4051 Basel, Schweiz. E-Mail: gunnar.hindrichs@unibas.ch.

I

Der Krieg in der Ukraine war der bestimmende Horizont wie das bestimmende Thema meines Fellowjahres. In Kolleg und Stadt war er allgegenwärtig: auf unterschiedlichen Ebenen.

Die komische Ebene bildete der Heizstopp. Offenbar hatte die Stadt ihn über öffentliche Einrichtungen verhängt. Nicht mehr als 19 °C durfte der Heizkörper haben. Vier-einhalb Meter hoch war das Arbeitszimmer, sodass die 19 °C irgendwo oben an der Decke hingen. Man saß also in Wollüberzieher und Strickjacke am Schreibtisch und legte zusammengerollte Handtücher in die schlecht isolierten Fenster, von den Reinigungskräften verständnisvoll dort belassen, bis sie im späteren Frühjahr eines schönen Morgens

verschwanden. So rückte Deutschland zusammen: Schluss mit der Energievergeudung, Kräfte zusammenballen. Jede Tragödie kennt ihre Farce.

Weniger komisch war die politische Stimmung in der Stadt. Nur ein Beispiel. Geht man vom Bundeskanzleramt, dem zweitgrößten Regierungssitz der Welt, über das „Band des Bundes“ mit seiner Herrschaftsarchitektur und dem leeren Platz eines aufgegebenen Bürgerforums zum Reichstag und seiner „Fahne der Einheit“ – nationales Denkmal in Gestalt einer überdimensionalen deutschen Bundesflagge, hergestellt von einer Stoffdruckerei, die damals Judensterne und Hakenkreuzfahnen produziert hatte – und dann weiter durchs Brandenburger Tor auf Unter den Linden, so trifft man nach wenigen Minuten auf die Botschaft Russlands. Vor ihr wurde ein in der Ukraine zerstörter russischer T-72 aufgestellt: mit auf das Gebäude gerichteter Kanone. So mahnt man gegen den Krieg. Die politisch wie künstlerisch fantasielose Installation sublimierte ihren Tötungswunsch nicht und galt als „Aktionskunst vom Besten“ (*tax* vom 4.3.2023). In der Tat lieferte sie das Sinnbild unserer Lage: schamlos setzte sie den Kern der Freund-Feind-Unterscheidung, „die reale Möglichkeit der physischen Tötung“ (Carl Schmitt), ins Werk. Immerhin musste man vorher Löcher in die Bordkanone bohren, um das Gerät ins Land einführen zu dürfen.

Die politische Stimmung der Stadt spiegelte nur die politische Stimmung der Welt. Besser gesagt: die Stimmung unserer Welt – also des Segments, das man „Westen“ nennt. Las man die Tageszeitungen, die das Wissenschaftskolleg im Oval Office seiner Bibliothek und im Clubraum seines Hauptgebäudes dankenswerterweise zur Verfügung stellt, dann schlug sie einem stetig entgegen, ebenso wie aus den dort ausliegenden kritischen Zeitschriften, von der untersten Ebene (*The New Yorker*) bis zur obersten (*Sinn und Form*).

Kein Wunder also, dass auch die *Zeit* im Kolleg vom Krieg und seinem Vorfeld geprägt wurde: mal mehr, mal weniger. Das reichte von den Gesprächen am Tisch bis zum Kolloquium. Und die Weihnachtsansprache zum Festmahl endete mit dem Ruf nach dem Sieg der Ukraine. Et in terra pax – das heißt in unseren Tagen offenbar: Siegfrieden.

II

Mit der Arbeit an meinem Projekt zum Konzept „Wahrsein“ ging es in dem Jahr nicht voran. Das lag zum einen an der beschriebenen Stimmung und zum anderen an sachlichen Gründen. Mehr und mehr suchte ich die Kriegslage zu verarbeiten: Zu viel las ich im reichhaltigen Zeitschriftenregal. Stand gewann ich erst im November, als ich auf meine konventionellste – und daher vom Fach anerkannteste – Arbeitsweise auswich: die philosophiehistorische.

Immer schon hatte der wenig gelesene, kaum gedeutete Abschnitt über die polemische Methode aus Kants *Kritik der reinen Vernunft* zur Auseinandersetzung gereizt. Die *Kritik der reinen Vernunft* ist zwar eines – vielleicht neben der *Metaphysik* des Aristoteles das andere – der philosophischen Werke, um deren Namen und Bedeutung die gebildete Öffentlichkeit im Allgemeinen weiß. Ungefähr so wie um Goethes *Faust*: nicht unbedingt gelesen, doch man weiß, dass es es gibt. Daran ist nichts auszusetzen. Im Gegenteil. Eine Wissenschaft kann sich glücklich schätzen, wenn eine Öffentlichkeit, die sonst nicht zu viel mit ihr zu tun hat (und auch nicht zu tun haben muss), eines ihrer Kernwerke im Bewusstsein hat. Immerhin kennen ja auch im Fach zwar alle das Werk mit Namen, viele auch seine Kernthesen, aber sehr viel weniger sind die Argumente durchgegangen.

Nun zerfällt die *Kritik der reinen Vernunft* in zwei Teile: die transzendente Elementarlehre und die transzendente Methodenlehre. Die erste umfasst sechs Siebtel des Buches: samt aller Thesen und Argumente, für die es berühmt ist. Die zweite enthält das übrige Siebtel: Thesen und Argumente, die nur Kantianerinnen kennen (wenn überhaupt). Über sie, die Methodenlehre, hatte ich einst meine Magisterarbeit geschrieben. Danach wurden andere Themen wichtiger. Jetzt aber drängte sich die alte Geschichte mit ihren liegen gebliebenen Fragen wieder auf.

Denn in einem Abschnitt der transzendentalen Methodenlehre verarbeitet Kant die sogenannte polemische Methode. Wie ihr Name sagt, hat sie es mit dem Krieg (*pólemos*) zu tun. Und tatsächlich geht es in Kants transzendentaler Methodenlehre immer wieder um die wichtigste neuzeitliche Theorie des Krieges: um die Theorie vom naturwüchsigen, der menschlichen Selbsterhaltung entspringenden Krieg des Thomas Hobbes. Warum kommt sie in einer kritischen Methodenlehre vor? Weil Kant versteht: Die Philosophie kann nur dann eine gelingende Theorie vom Krieg und vom Frieden formulieren, wenn sie selber ihren inneren Krieg befriedet.

Das hatte er von der Theologie gelernt. Deren Konfessionsstreitigkeiten hatten im 16. und 17. Jahrhundert zu den Glaubenskriegen geführt. Und Hobbes hatte die Glaubenskriege mit der Forderung *authoritas non veritas facit legem* überwunden: Die Autorität, nicht die Wahrheit, setze das Gesetz. Auf diese Weise schien der Streit der Glaubenswahrheiten – heute würden wir sagen: der Streit der Politik unter dem Anspruch, die Wahrheit durchzusetzen – schlichtbar. (Nebenbemerkung: Ausgerechnet im 375. Jubiläumsjahr der Pax Westphalica, die die Glaubenskriege beendete, feiert der Konfessionskrieg fröhliche Urständ: als Bekenntniskrieg zwischen Zivilgesellschaft und Autoritarismus.)

Allein die Voraussetzung dieser (und auch anderer) Lösungen des Kriegsproblems war die Annahme, dass die philosophische Reflexion auf die Bedingungen des Krieges den Frieden sichern könne. Genau hier setzte Kant an. Er sah: Die Philosophie – und zwar auch die Philosophie im strengsten, im stärksten Sinne: die Metaphysik – befindet sich selber im Unfrieden. Entsprechend lautete Kants kritische Eingangsthese, die Metaphysik sei ein Kampfplatz, und die Philosophie müsse ihn befrieden. Das heißt: Sie muss sich selbst in ihrer Erfüllungsbestimmtheit befrieden. Zugleich aber befindet sich die Philosophie im Krieg der Wahrheitsansprüche. Über ihn kann kein kommunikatives Handeln hinwegtäuschen. Was also tun?

Kants wenig beachtete Antwort besteht in einer Theorie der Polemik. Die Polemik zur polemischen Methode zu verwandeln bedeutet: den Krieg der Vernunft in die Ordnung des Friedens zu überführen. Um das darzulegen, war – historisch – auf den Hintergrund der *theologia polemica* auszugreifen. Im Abschnitt über die polemische Methode verarbeitete Kant sie stillschweigend. Denn die Theologie war ideell die Hauptbeteiligte an den Konfessionskriegen, musste also zu deren Bewältigung selber bewältigt werden. Analoges gilt für die Philosophie. Auch deren Wahrheitsansprüche errichten einen Kampfplatz, der es zweifelhaft macht, philosophisch den Krieg verwinden zu können. Im Blick auf Kant lässt sich daher – systematisch – auf die Kriegsgefahr in der Philosophie selber hinarbeiten, wodurch die Friedensfrage einen anderen Rahmen erhält.

So entstand eine Abhandlung, die über die Idee der Polemik einer Möglichkeit zur Befriedung des Denkens nachgeht. Sie löst kein einziges Problem unserer Gegenwart, sucht aber in ihrer geschichtlichen Distanz nach der nötigen Verfremdung, von der aus diese Probleme sich aus ihrer Faktizität befreien lassen. Flankierend verfasste ich eine zweite Studie zum Problem der Willensfreiheit in der nachkantischen Theorie. Gewiss sind beide Arbeiten Zeugnisse der Hilflosigkeit, akademisch die Kriegszeiten zu bewältigen, ihnen gar entgegenzutreten. Mehr aber war mir nicht möglich.

III

Die Freundschaften, die in diesem Jahr entstanden, die Anregungen, die die Arbeiten der anderen Fellows boten, die Möglichkeiten, die im Haus und in der Stadt sich eröffneten, haben mich bereichert. Ihre Erfahrungen werden bleiben. Aber diese Erfahrungen bleiben auch stets verbunden mit dem Horizont des Krieges. Er lässt sich nicht verleugnen. So bleibt mir eine positiv wie negativ stimulierende Zeit im Gedächtnis.